

Das notwendige Schöne

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **54 (1949-1950)**

Heft 13

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-315628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstraße 28, Zürich 32, Telephon 24 54 43

Expedition und Inserate: Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postcheck III 286

Jahresabonnement: Fr. 6.50. Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

5. April 1950 Heft 13 54. Jahrgang

Der Jünger Ostergang

Und sie schritten durch die Morgentore,
wund von langen Wachen noch der Fuß,
o den bangen Schrei der Nacht im Ohre —
auf der Höhe traf sie leis sein Gruß,

wie ein Duft, aus Blumen mild verschwendet,
wie ein Glanz, von was für Tiefen her?
Wie ein Ahnen, daß sich groß vollendet
und Gewißheit ist, von Wahrheit schwer!

Ihre Lippe formte keine Frage,
und das müde Herz ergrimmt nicht,
ihrer Zweifel martergraue Plage,
sie zerfloß im auferstandnen Licht.

Sie begriffen, was sie nie begriffen,
knieten kindlich vor dem Wunder hin,
wie der Salzwind weht von Meeresriffen,
hob sie auf der Schöpfung Anbeginn.

Und sie wandten sich, um zu verkünden,
als der Abend kam, zur Stadt hinein,
teilten, heilten, trugen anderer Sünden:
Und gesegnet waren Brot und Wein.

Martin Schmid.

Das notwendige Schöne

Martin Schmid

Kalokagathia nannten die Griechen, «das liederliche Artistenvölklein», wie sie Thomas Mann einmal liebevoll-ironisch nennt, jenes hohe Ideal des zugleich Schön- und Gutseins, jene Erscheinung, die ohne Häßlichkeit, Riß, Schatten und Sünde vollkommen in sich ruht. Gilt sie nur den Griechen?

Allen zweckverfallenen Landsleuten, allen Geschäftsbesessenen, allen Geld- und Profithungrigen sei's gesagt: schön bedeutet nichts Hinzugefügtes, Luxuriöses und Entbehrliches. Das Schöne ist die Gestalt und Form, in der das Ewige uns begegnet, sichtbar, hörbar, greifbar wird, ist die Gebärde, mit der die Güte sich zu uns herabläßt.

Gewölbe und Fensterrose eines mittelalterlichen Domes, sind sie nicht Gebet, das fromme Schönheit geworden? Sind sie nicht Anruf und Segen, Weihe und Trost in einem? Überflüssig ist das Schöne insofern es aus dem

Überfluß strömt, aus dem rätseltiefen Brunnen der Liebe steigt, also im ursprünglichen, wahrsten Sinn des Wortes. Es ist Gabe der Güte.

Was an zaubervollen Geweben, bunten Stickereien, rauschenden Teppichkünsten, Ornaten, Miniaturen aus vergangenen Tagen auf uns gekommen, es ist Werk der Liebe, anonym und groß. Der Brautschleier wie die Wiegendecke, das Feiertuch wie das Grabtuch sind Arbeit reichster Stunden, beglückendes Zeichen der Hingabe. Und es sei doch einmal gesagt: Die Nadel ist nicht geringer als der Meißel, weil sie kleiner ist.

In Shakespeares « Kaufmann von Venedig » ist das ganze Gegenspiel zum finstern Shylock in Schönheit und Musik getaucht und der Schluß, ein entzückendes Scherzo, von der Harmonie der Sphären überglänzt. Porzias Reich ist ein Reich der Freiheit und des hellen Geistes. « Komm, hebe dich zu höhern Sphären », heißt der Ruf an Jessica, die Tochter des Unversöhnlichen; es ist überall und zu allen Zeiten der Anruf des Schönen. « Komm, hebe dich zu höhern Sphären . . . »

Vor allem aber ist zu betonen: Wo Mütterlichkeit, da ist auch Sinn fürs Schöne, Freude am Schönen, Dienst durch das Schöne. Wo wäre die arme Mutter, die nicht eine bescheidene Zier aufs Schürzlein ihres Kindes stickte, nicht ein paar Blumen ans Fenster stellte, nicht eine kleine Vase mit Wiesensblumen füllte, wenn der Frühling durchs verjüngte Land geht? Denn Mütterlichkeit ist Reichtum des Herzens; Reichtum aber will schenken, und die Gebärde alles rechten Schenkens, und wäre sie noch so unbeholfen und scheu-verlegen, ist eine Gebärde der Schönheit. Und der Güte.

Ich finde die Stelle in der Heiligen Schrift unsäglich schön, wo die Emmausjünger mit dem Unbekannten im dämmernden Abend beim Mahle sitzen, und jetzt — jetzt erkennen sie ihn an der Art, wie er das Brot bricht.

Ist alles Schöne ein Schlückerlein aus der silbernen Schale des Überflusses, eine große oder kleine Gabe des liebenden Herzens, so kann man weiter sagen, das Schöne sei notwendig, wörtlich genommen: Notwendig. Not! Wer erkannte sie nicht als Gebundenheit, Unfreiheit, als Sehnsucht nach Vollkommenheit, Harmonie, Vollendung? Und nun begegnet dir, sorgender Mensch, die Schönheit, die aus dem Überfluß eines Herzens quellende, die schaumgeborene, meerentstiegene, und sie segnet die Stunde und tröstet dich im Schmerz. Ein Wort, vollendet gefaßt, richtet dich auf, die makellose Form einer fremden Vase entzückt dein Auge, ein Lied verwandelt dein Herz.

Ich glaube, so etwa sei auch Kellers Wort im Prolog zur Schiller-Feier verstanden, daß nur die Schönheit zur höchsten Freiheit führe, nur sie die Freiheit erhalte. Denn Freiheit heißt die Not überwinden, Kraft und Ebenmaß gewinnen und damit die Dämonen des Chaos und Verlorenseins bannen.

Ich habe mich absichtlich hinter Keller, den urgesunden, herben und schlichten, gestellt, weil ich fürchtete, man könnte mir blasses Ästhetentum vorwerfen, das nur einer kapitalkräftigen Elite zu predigen passend sei. Der Vorwurf wäre natürlich falsch. Es gibt keine Seele ohne Sinn für und Hunger nach Schönheit. In den Bunkern der feindlichen Stellungen, in den Gefängnis- und Konzentrationslagern sind Gedichte von Hand zu Hand heimlich gewandert, Gedichte furchtbaren Verlorenseins, Schreie der Ver-

zweiflung, Flüche der Anklage, aber eben doch Gedichte, Gebilde, die durch Klang, Rhythmus und mit zitterndem Herzschlag hinauftasteten « in die höheren Sphären ».

Vom Schönen war hier die Rede, nicht von Kunst und Dichtung. Es liegt mir daran, zu betonen, daß Dichtung (und alle Kunst) kein Ersatz für Philosophie und Theologie ist. Aber alle wahre religiöse Sprache ist poetische Sprache, aufgestiegen aus der heiligen Stille und von ihr rätselvoll durchflutet.

Man wirft der Erziehung heute vieles zu Unrecht vor; daß sie die Gemütsbildung unterschätzt oder doch darin sich nicht zu helfen und zurechtzufinden weiß, kann wohl nicht geleugnet werden. Gemüt haben heißt, für das Schöne und Gute sich erwärmen und begeistern können, sich hingeben können. Die Technisierung unseres Lebens, die unsinnige Häufung von Veranstaltungen aller Art, schon für die Jugend, die Hast und Hetze, alles das entleert das Herz, so daß es immer schwächer wird und keine Zuströme mehr lebendig verarbeitet. Hier müßten wir einsetzen. Aber das sind Fragen der Methode, und sie stehen für diesmal außerhalb meiner Betrachtung.

Ich fürchte, ich habe den Leserinnen nichts Neues gesagt; wenn ich aber Wahrheiten wiederholte, waren sie der Wiederholung wert. Die Wahrheit ist ja nichts Neues, sondern steht von Anfang her wie das Gebirge, das eben frühlingsfroh sich enthüllt.

Burggemäuer

Die Burg brach einst in Zorn und Rauch,
noch ragt leis bröckelnd Gemäuer,
da wiegt im Wind ein Rosenstrauch
und brennt in heimlichem Feuer.

Und morgen schon deckt er alles zu,
umwuchert die flüsternde Klage,
wildrosenbekränzt aus kühler Ruh
versöhnt singt leise die Sage.

Sie steigt herauf aus versunkenem Reich
und singt und schreitet die Runde,
von Moos umgrünt und elfenbleich,
wohl um die Geisterstunde.

Ein goldenes Kegelspiel, hell wie Glas,
begleitet im Mondschein das Singen,
bis der Morgenwind weht im tauigen Gras
und weithin die Glocken klingen.

So ist das Ende von Haß und Zorn:
— Was singt doch die bleiche Sage? —
« Mit Rosen schmückt sich der wilde Dorn,
aus Blumen lächelt die Klage! » *Martin Schmid.*